

FELIX
FRANCISCO
CASANOVA

HEUTE
IST MEIN
LETZTER
TAG
LEBENDIG
(HOFFENTLICH)

Roman



°luftschacht



Foto: Felix Peniche

FÉLIX FRANCISCO CASANOVA, *1956 in Santa Cruz de la Palma, +1976 in Santa Cruz de la Tenerife, war Sohn des Dichters und Arztes Félix Casanova de Ayala. Er gründete neben einer Rockband auch die literarische Bewegung *Equipo Hovno*. 1973 gewann er 17jährig mit seinem Gedichtband *El invernadero (Das Treibhaus)* den Julio Tovar, den Hauptpreis für Dichtkunst der Kanaren. 1974 schrieb er in nur 44 Tagen den Roman *Heute ist mein letzter Tag lebendig (hoffentlich)* - im Original: *El don de Vorace* -, der ebenso wie die Gedichtesammlung *Una maleta llena de hojas (Ein Koffer voller Blätter)* ausgezeichnet wurde. Félix Francisco Casanova starb mit 19 Jahren unter ungeklärten Umständen bei einem Gasaustritt.

PETRA POLAK, *1989 in Hainburg, Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaften an der Universität Wien, von 2006-2009 freie Mitarbeiterin bei der Tageszeitung *Der Standard*

© Editorial Demipage – Madrid 2010
Titel der spanischen Ausgabe: *El don de Vorace*

© Luftschacht Verlag – Wien 2014
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

www.luftschacht.com

Umschlaggestaltung: Patrick Bonato www.patrickbonato.com
Satz: Jürgen Lagger
ISBN: 978-3-902844-37-8
eISBN: 978-3-902844-68-2

Félix Francisco Casanova
Heute ist mein letzter Tag
lebendig (hoffentlich)
Roman

aus dem Spanischen von
Petra Polak

Luftschacht Verlag

Inhalt

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

49

Verweise

Danksagung der Übersetzerin

1

Es geht mir wirklich besser. Am Fenster verwischen Kommazeichen aus Wasser die Landschaft. Vielleicht sind es auch meine Augen, die diesen Regenvorhang um mich ziehen. Ich glaube, ich lächle, wie glücklich Sterbende es tun. Aber auch dieses Mal bringe ich meinen Tod nicht zu Ende. Ich erreiche den Gipfel des Grotesken.

Ich zähle bis zehn und versuche mich nach vorne zu schieben. Mein Rücken scheint wie Kaugummi an der Matratze zu kleben. Die Bettlaken sind wie Fortsetzungen meiner Haut, und der Schweiß eines kranken Tieres überzieht meinen Körper wie eine Sünde. Ich beginne, die Bestie in meinem Gehirn aufzuzäumen: Die Vernunft als Geschirr. Die Logik als Steigbügel. Ich schäle mich aus dem Pyjamaoberteil, als würde es einem Toten ausgezogen. Mühsam ziehe ich meine Füße aus der Tiefe des Bettes. Nie sind sie mir so schwer vorgekommen. Ohne weiteres könnte man mich mit einem Zombie verwechseln, der aus dem Sarg steigt. Die Atemnot lässt nach.

Auf einmal stehe ich. Zitternd will ich mich an der Kommode festhalten, aber da ist keine Kommode mehr, sondern ein kleiner Schemel mit Medizin darauf. Ich greife nach einem Fläschchen und hebe es mir vor die Augen, kann aber nicht mehr als zwei Silben entziffern.

Scheiße! Das ist nicht zu lesen! (Ich weiß nicht, ob ich das denke oder sage.) Vielleicht habe ich vergessen, wie man liest. Totale Amnesie. Für einen kurzen Moment kommt mir dieses Gefühl aber wunderbar vor: nichts wissen, neu anfangen. Vergebliches Wunschdenken. Die Erinnerung lässt alles zurückkehren und Bilder, Stimmen, Namen strömen auf mich ein, wie die Leute dem Ausgang des Kinos

zuströmen. Endlich schaffe ich es, das verdammte Schild zu lesen, aber schon gehen mir die ersten Silben wieder verloren und ich habe keine Kraft, noch einmal von vorne anzufangen. Mit großer Anstrengung stelle ich die Flasche auf den Schemel zurück und bemerke, dass ich aufrecht stehe, ohne mich an etwas abstützen zu müssen. Eine Kakerlake kriecht über meinen nackten Fuß und ich spucke sie lustvoll an. Während sie krepirt, gewinnen die Möbel ihre normale Farbe wieder. Ich bemerke, dass sich alles verändert hat und taste nach der Mahagonikommode. Sie steht jetzt an der Wand gegenüber und ich denke (oder sage) sofort, dass das eine absurde Veränderung ist. Ich öffne die Schublade und hole seufzend meinen Taschenkalender heraus. Ich wüsste gerne, wie lange ich in diesem elenden Bett phantasiert habe und blättere zur letzten beschriebenen Seite. Datum: 2. Dezember. Eine Schrift, die jeder Möchtegern-Graphologe als melancholisch und pessimistisch bezeichnen würde. Ich lese: «Heute ist mein letzter Tag lebendig (hoffentlich). Heute Nacht werde ich den Vorhang fallen lassen ... und wenn es dem Teufel gefällt, wird er sich nicht mehr heben.» Dann folgen allerlei Einzelheiten über den Revolver, mit dem ich mich erschossen habe, und einige sarkastische Zeilen über das, was wirklich passiert ist, was ich mir aber schon denken kann. Eine Serie an schlecht zusammenpassenden Erinnerungen. Meine Bücher, Eltern, Kindheit ... Ein letzter Kuss an Marta und eine volle Unterschrift in Großbuchstaben: BERNARDO VORACE MARTÍN. Ich kann nicht anders als über den erneut misslungenen Versuch laut zu lachen oder so zu weinen, wie nur ich es kann. Ich entscheide mich, die Gedanken zum Schweigen zu bringen und schlafwandeln zu gehen. Der Teufel hat den Vorhang also doch gehoben. Ich gehe ins Wohnzimmer, das erst jetzt diesen Namen verdient. Zuvor war es jedenfalls kein Wohn-Zimmer, mit Dutzenden auf dem Boden verteilten Büchern und Schallplatten und den Spuren meiner Laster an Decke und Wänden. Alles strahlt jetzt vor Sauberkeit. Die Platten stehen fein säuberlich aufgereiht und die Bücher sind nach Titel oder Autor geordnet. Das große Sofa sieht wie ein Bett aus: mit

Kissen, Laken und Decke. Daneben steht mein Nachttisch mit *Die Blumen des Bösen*, das ich vor dem letzten Selbstmord angefangen hatte zu lesen. Ich blättere es durch und entdecke einige rot unterstrichene Zeilen, die den Dichter mit dem Albatros vergleichen: «Der Dichter gleicht dem Wolkenfürsten droben, / Er lacht des Schützen hoch im Sturmeswehn; / Doch unten in des Volkes frechem Toben / Verhindern mächt'ge Flügel ihn am Gehn.» Ich glaube aber, dass mein Fall noch viel trister ist. Neben Baudelaire stehen eine Karaffe mit Wasser und eine Phiole mit roten Kapseln. Ich höre, wie sich die Tür öffnet, drehe den Kopf... und da ist sie. In Jeans, mit einer Supermarkttasche in der Hand.

„Mein kleiner Unsterblicher!“, sagt Marta mit verweinten Augen.

„Du wirst es niemals schaffen! Du bist ein Gott! Du bist ein Gott!“

Ich halte sie in den Armen, die Körper aneinandergebunden, ihre Schreie in meinen Ohren: „Meine schöne blutbefleckte Bestie! Du bist ein Teufel!“

Während sie mich ein ums andere Mal daran erinnert, dass ich nicht zerquetscht bin wie eine Spinne unter einem Schuh. Meine Füße geben nach und ich lege mein Gesicht auf ihre Knie ... Ich weine hilflos, als wäre es das erste Mal gewesen, dass ich nicht gestorben bin.

2

Wir frühstücken diese saftigen Tierchen in Dosen, die Marta aus dem Supermarkt mitgebracht hat. Nach dem Duschen bedeckt ein Pflaster das schwarze Loch an meiner rechten Schläfe, die Haare sind zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, was mich an das Gesicht meiner Mutter erinnert. Marta spricht dauernd über diese Ähnlichkeit.

„Viele Leute finden es ekelig, Schnecken zu essen“, Marta, mit Sauce sogar in den Augen ... die Arme!

„Noch mehr Leute ekeln sich davor, Menschenfleisch zu essen“, sage ich, mit einem Blick auf die Bisswunde an ihrem Dekolleté.

„Du nicht, mein guter Bernardo ... liebster Kannibale.“

Angesichts der Umstände frage ich plötzlich: „Hast du mein Tagebuch gelesen?“

„Ich lese es, seit das mit deiner fixen Idee angefangen hat. Du bist mir noch fremder, als ich mir selbst schon bin. Du bist ein lebendes Mysterium. Auf jeden Fall bist du der Einzige, der mit einem Lächeln von einem Ohr zum anderen über den Tod sprechen kann.“

Ich grinse wie bei einem schlechten Witz und denke (sage es aber nicht), dass die Unglückliche den Umfang meiner Probleme nicht erkannt hat.

„Du Schnepfe hältst mich für eine Zirkusattraktion. Du hilfst mir beim Nicht-Sterben, obwohl du weißt, dass ich das Gegenteil will.“

„Deshalb liebe ich dich.“ Marta beißt in die Schnecke.

„Du sagst das wie eine verliebte Frau zu einem verliebten Mann.“

„Nein! Ich sage das wie eine verliebte Frau zu einem Monster.“ Wir sind einige Minuten still. Mit der Brotrinde machen wir uns über die letzten Reste der Sauce her.

„Wie hat dir Baudelaire gefallen?“, frage ich sie, wissend, dass ihr alle Dichter gefallen.

„Sehr. Ich male gerade ein paar Bilder, wie Charles mit seiner Geliebten Jeanne Liebe macht ...“

„Wie wir?“, unterbreche ich. Mit Genuss erinnere ich sie an meinen körperlichen Zustand.

„Nein ... die machen das wirklich!“, lacht Marta.

Ich stehe auf, um ihre Zeichnungen zu suchen und denke dabei, wie schrecklich Routine ist, zumindest in meinem Fall.

Ich halte die Kohlezeichnungen vor meine Augen: üppige breite Striche, intensive schwarze Flecken an den wichtigen Stellen, alte hölzerne Stühle und ein schwaches Licht in den Fenstern, Alkoholflaschen und Versblätter am Boden.

„Die haben mit unserer Liebe keine Ähnlichkeit“, sage ich (ohne zu denken).

„Das hast du falsch verstanden, Bernardo, das sind Selbstportraits aus den Tagen unserer Liebe.“

Das verflixte Weib versucht mich festzunageln. Auf der Rückseite der Bilder ist tatsächlich das Datum verzeichnet, an dem sie gemalt wurden, neben einigen schlechten erotischen Gedichten, die von den Umständen inspiriert sind.

„Schlange! Zeig mir die von Charles und der Duval.“

„Die brauche ich nicht zu malen“, sagt Marta, als wolle sie mir einen Vortrag über Dialektik halten, „die machen exakt das Gleiche wie wir.“

Ich habe das Gefühl, erdrückt zu werden. Das alles erscheint mir so absurd. Ich diskutiere gerade über die Liebe. Ich stehe ruckartig auf, zögere und setze mich wieder.

„Marta, Liebste, spiel nicht mit mir.“

„Was, glaubst du, sind die Blumen des Bösen?“, versucht Marta ein unverfänglicheres Thema anzuschneiden.

„Denkende Blumen, deren große Blütenblätter die Wälder bevölkern und allen Wetterbedingungen trotzen. Sie sind wie die menschliche Seele: Schrecklich! ... und die Lotosblumen, und Petunien,

Orchideen, Rosen, Dahlien, ... alle, Marta, alle Blumen taugen nur für den Sarg.“

Marta begreift, dass ich am Höhepunkt meiner Verstimmtheit angelangt bin, streicht mir über die Stirn und flechtet mir eine Strähne:

„Du schwitzt, Bernardo. Beruhig dich. Denk doch an die guten Seiten. Du kannst jeden Winkel der Erde kennenlernen, alle deine Frauen lieben, auf die Beerdigungen deiner Feinde gehen ...“

„Und auf die meiner Freunde!“, fauche ich.

Marta lässt den Kopf hängen, sie weiß, dass sie alles vermässelt hat. Ihre Erklärungen beruhigen mich nicht, im Gegenteil, sie machen es mir nur noch schwerer.

3

Marta schläft neben mir. Der Kuckuck über uns schlägt drei Uhr nachts. Sie hat mir alles erklärt: Am Morgen des 3. Dezembers kam sie in meine Wohnung, verärgert über das Telegramm, das ich ihr geschickt hatte („Ich beauftrage dich mit den Formalitäten meiner Beerdigung.“). Sie hatte das Landhaus von David verlassen und kam mit bangem Herzen zu mir zurück. Als sie mich auf dem Boden liegen sah, meinen zitternden Körper, die Wunde an meiner Schläfe, die Pistole in meiner Hand, ließ sie einen Schrei los, der das halbe Haus aufgeweckt haben soll. Was ich ihr nicht ganz glaube, weil sie normalerweise starke Emotionen gut unter Kontrolle hat. Sie reinigte mir den Kopf, injizierte mir Morphin und brachte mich wie ein mumpfskrankes Kind ins Bett. Dann folgte die Pflege und Alltag kehrte wieder ein. Heute, 10. Dezember: acht Tage später. Andere Male hatte die Heilung mit den bewährten roten Kapseln nicht so lange gedauert, sonst hatten sie zwischen den Selbstmorden immer schnell gewirkt. Die Rückkehr ins Leben war ein Grund zum Lachen. Schrecklich! Ich schließe die Augen.

4

So träume ich gerade: In einem Kaff an der Grenze zweier unauffindbarer Staaten feierte man alle zehn Jahre die *Gran Mojiganga* – einen Mummenschanz, auf dem die Dorfbewohner leiden und genießen. In der Mitte des Winters verließen die Tierkostüme die große Truhe; die Löwenmähne gekämmt, der Schmuck des Kranichs aufgefrischt und die Federn des Rotkehlchens frisch bemalt. Symbolisch schoss man drei Tage vor der Veranstaltung einen saphirfarbenen Pfeil in die Tiefe des Dorfbrunnens, mit einer Einladung an den Teufel und einer Ziegenmaske, die er tragen sollte. Bei jedem Fest gab es ein namenloses Teufelchen (meist war das der Bürgermeister, selten der Arzt). Als einmal zwei Teufelchen gleichzeitig auftraten, eine seltene Sache, sollte das schlimme Folgen haben (man erzählt sich, dass der letzte Arzt einige Tage nach der *Mojiganga* starb, mit der zerbrochenen Satansmaske in den Händen). Freudenfeuer, Wildschweinfleisch und Kirschen, die die Frauen dem steinigen Weg des Waldes raubten, wurden vorbereitet. Marta, die Tochter des Bürgermeisters, war auserwählt, den Pfeil abzuschießen, demnach war sie während der vierundzwanzig Stunden des Festes die Begleiterin des Teufels. Nach dem Spannen des Bogen mit ihren schneeweißen Händen sprach sie die Worte des Rituals. Das Dorf sah mit Begeisterung und Schrecken zu, die keuchenden Alten und die lachenden Kleinen (man konnte bei der Vorstellung denken, dass Marta dabei wäre, einen Salamander zu töten). Der Pfeil drang in die Dunkelheit, eine tiefe Stille breitete sich aus: Er kam nicht auf dem Grund auf. Alle sahen sich verblüfft an und Martas Zähne klapperten. Ihr Vater fasste ihr auf die Schulter und flüsterte, dass